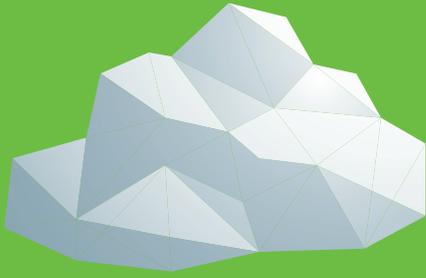


AUS DER CLOUD AUFS HANDY



Juan S. Guse

In Kooperation
mit dem



PINGEB.ORG | PROJEKT
INGEBORG



Im Falle des Druckabfalls

Nach einem langen Tag voller Gespräche legte sich Inés spätabends auf eine Liege im Zentrum des Basislagers und las ein Buch. Nur eine Handvoll Leute waren um diese Uhrzeit noch wach. Sie saßen beleuchtet von ihren Bildschirmen auf Campingstühlen zwischen flugunfähigen Vögeln. Die letzte Expedition des Tages rückte gerade zu einer Nachtwanderung ins Herz des Mittelgebirges aus. Ihre Teilnehmerinnen trugen eine Mischung aus Neugier und Furcht in ihren Gesichtern sowie leichte Tagesrucksäcke am Körper. Beim Umblättern der Buchseiten merkte Inés, wie ihr vor Müdigkeit langsam die Augen zufielen, als sie jemand von der Seite ansprach und fragte, ob er sich zu ihr setzen könne. Es war der Dramatiker Wolfram Lotz.

Sie hatte ihn seit ihrer Ankunft schon öfter in der Kantine gesehen, wie er sich sein Tablett mit Ravioli belud, sich bis dahin jedoch noch nie mit ihm unterhalten. Er bot ihr Tee aus seiner Thermoskanne an und die beiden begannen über ihre Arbeit zu sprechen. Inés erzählte ihm, wie mühsam es sei, einen Text mit Dutzenden verfeindeten Personen zu schreiben, und dass sie oft erschöpft aus diesen Gesprächen herausgehe und Schlafprobleme entwickelt habe. Sie fragte Wolfram, ob er seinerseits schon ein paar gute Szenen geschrieben habe, seit er hier im Lager sei. Er schüttelte den Kopf und meinte: »Nur Schrott.«

Und so unterhielten sie sich auch darüber, ständig das Gefühl zu haben, nicht genug zu arbeiten, nichts auf die Reihe zu kriegen, was nur annähernd so interessant wäre wie das, was andere zustande bringen, sprachen über aktuelle Vorhaben im Basislager, die sie mit Interesse verfolgten, sprachen über den Anfang des 20. Jahrhunderts und das gleichzeitige Aufkommen der Wörter ›Weltliteratur‹, ›Weltpolitik‹ und ›Weltwirtschaftskrise‹, über die Tatsache, dass der deutsche Wikipedia-Eintrag zu ›Menschheit‹ aus nur einem einzigen Satz bestand, sprachen über das internationale Interesse an der Suchaktion hier im Taunus und darüber, wie man Orangensaft genießen kann, wenn man doch weiß, wie er hergestellt wird.

Diese Dinge sagten sie. Dann ging die Sonne auf. Als die beiden gerade von ihren Liegen aufstehen und zurück zu ihren Unterkünften wollten, kehrte mit großer Verspätung die Expedition von ihrer Nachtwanderung zurück.

§

Die Nachricht vom Zweitkontakt versetzte das gesamte Lager in Aufruhr. Nach langen, erfolglosen Wochen des Suchens, kehrte nun eine neue Lebendigkeit zurück, gezeichnet von der unerschöpflichen Arbeit am Rätselhaften. Sämtliche Arbeitsgruppen stürzten sich auf das wenige neue Wissen, das die Expeditionsmitglieder von jener Nacht mitgebracht hatten, während die Lagerleitung ihrerseits beschloss, alle weiteren Erkundungen auf das umliegende Gebiet des Zweitkontaktes zu beschränken.

Das Basislager lag am südöstlichen Fuß des Taunus, nahe Kronberg, wenige Kilometer vom Ort des Erstkontaktes entfernt. Es war nie offiziell ausgewiesen oder geplant worden, sondern nach und nach aus Zelten, Containern und Wohnmobilen auf einem Acker entstanden. Dort lebten und arbeiteten mittlerweile Hunderte Personen, entsandt von Universitäten und Nationalstaaten, auf engstem Raum zusammen mit lokalem Behördenpersonal, Journalisten und NGO-Mitarbeiterinnen. Es mangelte ihnen an nichts. Es gab 220-Volt-Stromanschlüsse, Sanitäreinrichtungen, eine Kantine, Internet, ein Archiv und sogar ein kleines Schuhgeschäft.

Inés teilte sich ihre Unterkunft mit einer Historikerin aus Mainz, einem Schweizer Anthropologen und einem chilenischen Geologen. Der Geologe hatte einen genetischen Defekt am Auge, aufgrund dessen es ständig tränte, was allem, was er sagte, eine gewisse Schwere verlieh. Als die Nachricht aus dem Taunus um die Welt ging, war er einer der ersten, die aus dem Ausland anreisten. Seit Jahrzehnten war man nicht mehr auf unbekannte, isolierte Gruppen gestoßen. Selbst in den entlegensten Regenwäldern war man sich sicher, jeden Stein berührt zu haben – und nun diese Entdeckung mitten in Europa.

»Es herrscht hier«, hatte der Geologe mal gesagt, »eine ähnliche Stimmung wie beim Grubenunglück von San José, wo damals Dutzende Bergleute 700 Meter unter der Erde für über zwei Monate eingesperrt waren und sich in dieser Zeit um den Stolleneingang herum eine Gemeinschaft gebildet hatte, zu der auch ich gehörte, die Tag und Nacht daran arbeitete, diese Bergleute zu retten. An diese Stimmung erinnert mich das Basislager, auch wenn wir hier niemanden befreien wollen. Glaube ich.«

Ihre Vormittage verbrachte Inés in der Regel alleine. Mit ihrem Laptop setzte sie sich in ein Café, das im Schatten aufgetürmter Bürocontainer lag und von einer Gruppe junger Kulturwissenschaftler betrieben wurde. Sie überflog wie immer die neusten Meldungen und Publikationen, die von anderen Lagerbewohnerinnen im Intranet hochgeladen worden waren, las sich in den aktuellen Stand der Dinge ein, verarbeitete ihre Notizen vom Vortag und schrieb an ihrem großen Bericht weiter, während Feldmäuse zwischen den Tischbeinen herumhuschten in der Hoffnung auf ein paar runterfallende Kekskrümel.

Noch immer wusste man kaum etwas über die Menschen, die man suchte. Erstmals gesichtet wurden sie von einer Hobby-Wandergruppe aus der Rhein-Main-Region. Diese hatten unweit des Großen Feldbergs auf einer Lichtung eine kurze Pause eingelegt, als sie plötzlich zwischen den Bäumen menschliche Silhouetten auftauchen sahen. Von der Begegnung gab es lediglich verwackelte Handyaufnahmen. Zu sehen sind dort scheinbar unbekleidete Menschen, die etwas Helmartiges auf ihren Köpfen tragen und in etwa 30 Metern Entfernung zur Kamera stehen. Aufgrund des starken Zooms kann man kaum weitere Details erkennen. Aus dem Off hört man, wie die Wandergruppe den Unbekannten zuruft. Ihren Stimmen ist die Unruhe zu entnehmen. Als die Unbekannten schließlich aus dem Schatten der Bäume treten und beginnen auf die Wandergruppe zuzulaufen, endet das Video abrupt mit einem Schrei der filmenden Person.

Es war nach wie vor ein Rätsel, wie diese Menschen bisher unentdeckt bleiben konnten; in einem so winzigen Gebiet, das mit Forstwegen und Trails durchzogen ist, eigentlich restlos kartiert, nur wenige Kilometer von Frankfurt entfernt. Wie das möglich sein könne, fragte man sich, ob sie vielleicht unter der Erde lebten, in stillgelegten Bergwerktunnel. Und vor allem fragte man sich: Wie lange sind sie schon da? Seit wann beobachten sie uns? Haben sie die Ankunft der Römer erlebt, die Expansionen der Merowinger? Haben sie den Bauernkrieg und die Pest vorbeiziehen sehen, den Einmarsch napoleonischer Truppen, das Beben der Erde durch Bomben der Kriege? Und was bedeutet ihnen ein Airbus A-380 im Landeanflug?

Inés bestellte sich zum Mittagessen einen Caesar Salat und ein Glas Sprudelwasser. Das Dressing war gut abgeschmeckt und das Hühnchen kross. Im Anschluss videotelefonierte sie mit ihrem Partner, der Zuhause auf ihr gemeinsames Kind aufpasste. Das taten sie jeden Tag. Die beiden frühstückten gerade und das Mädchen starrte apathisch in ihre Schüssel voller Cornflakes.

»Wir haben kaum geschlafen.«

»Wegen dem Unwetter?«

»Auch. Sie hat gerade vor vielen Sachen Angst, will nicht in den Kindergarten. Gestern musste ich sie mittags abholen. Sie hat dann den Rest des Tages bei mir im Büro verbracht und mit Druckerpapier gespielt. Wie ist es bei euch?«

»Warm.«

»Hier regnet es viel. Die Straßen und U-Bahn-Tunnel haben sich mit Wasser gefüllt. Gestern haben wir an einer Ampel gesehen, wie ein Mann in einer Pfütze verschwand.«

»Oh.«

»Und deine Arbeit? Geht es jetzt schneller voran?«

»Wegen dem Zweitkontakt? Kann sein.«

»Wir vermissen dich.«

§

Am Nachmittag traf sich Inés mit ihrer Arbeitsgruppe, um über anstehende Expeditionen zu sprechen. Der Taunus war weitestgehend abgesperrt worden und durfte nur mit Genehmigung der Lagerleitung betreten werden. Gegen diese Sperrung hatte es von Beginn an lokale Proteste gegeben, die bald in Drohungen umschlugen, als erstmals über die Schaffung eines Reservats diskutiert wurde. Um keinen Preis werde man den Taunus hergeben, hieß es in einem anonymen Schreiben, in dem auch zu gewaltsamem Widerstand aufgerufen wurde. Seitdem stand das Lager unter Polizeischutz. Trotz der Abriegelung des Gebietes kam es dennoch immer wieder vor, dass Personen ohne Erlaubnis aufbrachen; unter anderem auch jene Eltern aus den umliegenden Ortschaften, die davon überzeugt waren, dass ihre seit Jahren als vermisst geltenden Kinder von den gesuchten Menschen festgehalten wurden. Diese Leute kehrten in der Regel nicht von ihren Unternehmungen zurück. Da die Lagerleitung nur drei Expeditionen pro Tag entsandte, waren die Plätze entsprechend rar gesät. Mehrere in der Arbeitsgruppe schlugen Inés für die nächste Expedition vor, was ihr sehr schmeichelte. Mit Freude nahm sie das Angebot an und versprach, die ersten Tonaufnahmen der Gesuchten mitzubringen.

Abends war sie mit Wolfram verabredet. Sie sahen sich mittlerweile regelmäßig. Er lebte in einem geräumigen Wohncontainer mit 140er-Bett, Schreibtisch und Küchenzeile. Auf dem Fernseher lief gerade eine Dokumentation über Dinosaurier. Der Wohncontainer war vom Literaturhaus Frankfurt angemietet worden und Teil eines Aufenthaltsstipendiums, das es einer Autorin ermöglichen sollte, als Dokumentarin des Lagers zu arbeiten. Auch ein Mountainbike wurde bereitgestellt. Nach der Ausschreibung des Stipendiums wurde das Literaturhaus Frankfurt mit Bewerbungen überflutet. Und auch wenn darunter einige gewesen waren, die bloß einen Platz zum Arbeiten und das Geld haben wollten, hätte es sich bei den meisten Bewerbungen um aufrichtige Liebeserklärungen an die Situation gehandelt.

»Hast du das schon gelesen?«, fragte Wolfram und deutete auf ein offenes PDF auf seinem Laptop. »Wurde gestern hochgeladen, von der einen Literaturwissenschaftlerin, die in irgend'nem Archiv alten Lieder aus der Region gefunden hat, in denen Menschen im Wald erwähnt werden, die ›Kessel auf den Köpfen tragen‹.«

»Gibt doch sicher viele Texte aus der ganzen Welt, in denen irgendwann mal irgendwer was über Menschen im Wald geschrieben hat, die seltsamen Kopfschmuck tragen.«

»Ja«, antwortete Wolfram, während er den Fernseher ausschaltete und sich seine Turnschuhe anzog. »Aber das macht es ja nur noch interessanter.«

»Gute Schuhe«, sagte Inés und dachte darüber nach, sich für die nächste Expedition ein neues Paar zu kaufen. »Heute Vormittag bin ich auf einen Artikel gestoßen, der danach fragt, ob die Vehemenz mit der hier versucht wird, die Gesuchten zu finden, ob das nicht etwas mit der Vorstellung zu tun hat, dass man eigentlich nur sagen will: ›Wir sind jetzt vollständig. Wir wissen jetzt, wo alle sind. Das ist die Menschheit. Los geht's.«

»Aber es verschwinden doch ständig Leute.«

»Ja, das erwähnt der Autor auch – ich hab vergessen, wie er hieß – und redet dann davon, dass genau diese Vorstellung auch der Grund dafür sei, warum wir nicht aufhören könnten, nach Vermissten zu suchen – nach verlaufenen Kindern im Wald, nach unter Trümmern Begrabenen, nach im Ozean abgestürzten Flugzeugen – und kommt dann am Ende auf das internationale Übereinkommen zum Schutz vor dem Verschwindenlassen zu sprechen, genau.«

»Aha.«

»*Alle Menschen, irgendwo*. So hieß das Papier.«

»Ein guter Slogan.«

»Ein noch besserer Auftrag.«

Die beiden verließen den Wohncontainer und gingen in Richtung des großen Plenarzelt, wo sie sich einen Vortrag anhören wollten. Im Schatten des Plenarzelt hatte sich eine erschöpfte Rotwildfamilie zusammengerottet. Die Sonne schien malerisch über den Hängen des Taunus. Im Zelt war es schwül unter den weißen Plastikplanen. Die Vortragende begrüßte die Anwesenden. Sie begann ihren Vortrag mit der Behauptung, dass die meisten Erklärungsansätze zur Entstehung dieser isolierten Menschen alle ähnlich vorgehen würden, indem sie nämlich zunächst auf die Besiedlungsgeschichte des Taunus blicken – auf die Grabhügel der Urnenfelderkultur, keltische Ringanlagen, den Limes, Spuren des Fränkischen Reich, des Herzogtums Nassau und des Bundeslands Hessen.

»Und dann lesen wir immer«, sagte die Vortragende, »dass es sich womöglich um Nachfahren des Mattiakervolks handeln könnte oder um Urenkel zurückgelassener Wehrmachtstruppen, die nach Kriegsende nie das Mittelgebirge verlassen hätten, oder um separatistische Wunderheiler aus den 80ern oder was auch immer. Es gibt unendlich viele dieser Erklärungen, geboren aus den unendlichen Lücken unserer Geschichtsbücher. Und diese Lücken werden natürlich größer, je weiter wir zurückgehen, wobei es wiederum mit jedem Jahrhundert immer unwahrscheinlicher wird, dass sie so lange unentdeckt geblieben sein sollen. Also wundert man sich darüber, dass sich keinerlei Aufzeichnungen zu ihnen finden lassen. Eine Verwunderung, die ja letztlich daher rührt, dass wir von vorneherein davon ausgehen, dass Menschen sich ausbreiten, dass sie erkunden und erobern. Wir denken: Irgendwann muss sich doch jemand von denen mal gefragt haben: ›Wohin führt eigentlich dieser Fluss, den ich jeden Tag sehe, seit ich geboren bin? Finde ich dort vielleicht einen neuen Absatzmarkt für meine Waren?‹ Ich möchte heute die Frage in den Raum stellen, was wäre, wenn es für diese Menschen schlicht undenkbar war, ihr Gebiet zu verlassen. Was wenn, meine ich damit, was wenn ihre gesamte Kultur danach ausgerichtet ist, etwas zu verbergen?«

Die Eingrenzung weiterer Expeditionen auf das umliegende Gebiet des Zweitkontakts erwies sich als richtige Entscheidung, da es in den darauffolgenden Tagen zu weiteren Zusammentreffen kam. Rastlos arbeiteten sich die Lagerbewohnerinnen an neuen Tonaufnahmen, Videos und Fotografien ab, die von den Expeditionen und Wildfangkameras zurückkamen. Auch Inés schlief noch weniger als sonst, saß ständig in Meetings, benutzte Stoffservietten statt Tellern, immer gebeugt über eine Fülle an Material, von der man zuvor nur geträumt hatte. Man wusste nun, wie sie aussahen (hellhäutig, eher klein), wie sie sich kleideten (kaum, Helm), kannte bald sämtliche Laute ihrer Sprache. Darüber hinaus blieb das meiste jedoch noch immer im Bereich der Mutmaßungen, da die Gesuchten sich bei den Treffen stets auf Distanz hielten. Die einzige Form des Austausches lag darin, dass die Expeditionsmitglieder angefangen hatten, Geschenke zurückzulassen, die die Gesuchten dann mitnahmen. Die Lagerleitung beschloss, sich dies zu Nutzen zu machen und in den Präsentkörben Peilsender zu verstecken. Als man schließlich mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit zu wissen glaubte, wohin diese getragen wurden, ehe sie von der Bildfläche verschwanden (technische Geräte funktionierten in den Tiefen des Taunus nicht mehr verlässlich), ließ die Lagerleitung eine siebenköpfige Mannschaft aufstellen, die den Spuren des Senders bis zur Heimat der Gesuchten folgen sollte.

Inés hatte das Glück, eine Zusage für die Teilnahme an dieser Expedition zu erhalten. Am Abend vor der Abreise traf sie sich mit Wolfram unter den missgebildeten Bäumen einer ehemaligen Streuobstwiese, um mit ihm anzustoßen. Er schenkte ihr zur Feier des Tages eine Flasche Äpfel und ein Sachbuch über Gabriela Mistral und das Verhältnis von Poesie und Diplomatie und die Entstehung von Nationalstaaten und dem Wunsch, Leuten am anderen Ende der Erde von Orten zu erzählen, die sie nie betreten würden.

»Danke«, sagte Inés und umarmte Wolfram. Sie war glücklich – mit ihrer Arbeit, mit den Fortschritten an ihrem Bericht und weil sie so gerne Zeit mit Wolfram verbrachte. Wenn sie nachts in ihrem Feldbett lag, umschwirrt von fieberbringenden Moskitos, las sie den gemeinsamen Chatverlauf des Tages nochmal nach, dachte an seine schulterlangen Haare, seine goldenen Ohrringe, seinen leichten Akzent und dass sie wahrscheinlich schon bald nach Hause kehren würde. Inés zeigte Wolfram die Wanderschuhe, die sie sich für die Expedition im kleinen Schuhgeschäft gekauft hatte.

»Ich hoffe, sie bringen dich dorthin, wo die Wahrheit ist – oder zumindest ins Fernsehen.«

§

Die sieben Expeditionsmitglieder brachen im Morgengrauen auf. Das Wetter war in Ordnung. Alle im Lager hatten sich auf dem zentralen Platz versammelt, um sie zu verabschieden und ihnen Glück zu wünschen. Inés schickte ihrem Partner ein Selfie, auf dem sie zuversichtlich aussehen sollte. Sie schrieb, er müsse sich keine Sorgen machen, bald sei es vorbei, und dass er ihre Tochter umarmen soll. In Wirklichkeit zitterten ihre Beine und ihre Nieren taten weh.

Einem ausgetrockneten Bachlauf folgend ging es für die Expeditionsmitglieder zunächst steil bergauf, vorbei an abgestorbenen Nadelholzbäumen, vorbei an vor Jahrzehnten zurückgelassenen Maschinen, immer weiter, bis sich der Wald um sie herum langsam zu schließen begann und sie in ein dichtes Grün gelangten, das in Inés Erinnerungen an ihre Kindheit weckte. Durch immer dichter werdendes Gestrüpp hindurch, durch eine unheimliche Finsternis watend, unter Blättern, Lianen und riesigen Freiluftwurzeln hindurch, war das einzige, was Inés beim Laufen bald noch sah, der Rücken der Person vor ihr.

Nach ungefähr einer Stunde Fußmarsch – ihre Uhren hatten längst aufgehört zu funktionieren – erreichten sie eine Anhöhe. Von dort hatte sie einen unwirklichen Blick auf eine tiefer gelegene Ebene. Inés konnte

nicht glauben, was sie sah: Diese Menschen, die man so lange versuchte hatte, ausfindig zu machen, diese Menschen hatten hier, mitten im Taunus, versteckt unter gigantischen Bäumen, den Frankfurter Flughafen nachgebaut. Genauso, wie man ihn kannte. Die Terminals und die Parkhäuser gab es, die Hotels gab es und die Start- und Landebahnen gab es, die Fahrgastbrücken gab es und die detailgetreuen Nachbildungen von Maschinen der Marken Boeing, Airbus und Bombardier gab es. Einen Tower gab es, in dem Menschen mit Kopfhörern saßen, und Menschen mit Kellen zum Einweisen der Flugzeuge gab es, gehisste Flaggen gab es und Gepäckwagen, Shuttlebusse und Löschfahrzeuge gab es.

Die Gruppe beschloss, nicht umzukehren, sondern sich weiter zu nähern. Sie gingen zum Eingang eines Terminals, das viel kleiner war, als es aus der Ferne gewirkt hatte. Dort wurden sie von den Gesuchten in Empfang genommen, als hätten man auf sie gewartet. Sie wurden zu einem Schalter gebracht, bei dem sie ihre Rucksäcke aufgeben sollten. Inés legte als erste ihr Gepäck auf die Nachbildung eines Förderbandes. Sie hatte Angst, etwas falsch zu machen. Der Mensch hinter der Nachbildung eines Schalters tippte etwas in die Nachbildung einer Tastatur und reichte ihr daraufhin die Nachbildung einer Boardingkarte. Nachdem alle Expeditionsmitglieder ihre Sachen aufgegeben hatten, brachte man sie zur Ausreisekontrolle. Dort schien irgendetwas mit ihren Dokumenten nicht zu stimmen, denn die zwei Personen der Ausreisekontrolle wirkten aufgebracht. Sie holten weitere Personen hinzu, um das Problem zu lösen, und man begann sich noch lauter zu streiten, bis man sie irgendwann einfach durchwinkte, hinein in den Duty-Free-Bereich voller Nachbildungen von Gin-Flaschen und Süßigkeiten. Am Gate mussten sie abermals warten. Niemand sprach ein Wort. Inés dachte an ihre Tochter und an ihre Wohnung. Jemand machte eine Ansage und das Boarding begann. Eine nach der anderen betraten sie das Flugzeug, das einer 747 nachempfunden war. Eine Stewardess hieß sie an Bord willkommen. Vorne saßen zwei Piloten und spielten an Nachbildungen von Instrumenten herum. Die Maschine

war sehr niedrig und klein, sodass man immer geduckt gehen musste. Inés wurde ein Fenstersitz zugewiesen, auf Höhe der Turbinen. Das Flugzeug war außer ihnen leer. Nachdem sich alle hingesetzt hatten, ging ein Steward herum und verteilte Kopfhörer. Er zeigte Inés den Daumen. Die Türen wurden geschlossen. Jemand machte eine Ansage. Kurz darauf setzte sich das Flugzeug in Bewegung. Inés dachte an ihre Tochter, an ihre Wohnung, an die nächsten zehn Jahre ihres Lebens, an die Weltgeschichte, an den Cargo Kult und das Aerial Board of Control und an die Gleichgültigkeit der Sonne. Jemand machte eine Ansage. Inés starrte auf den Sitz vor ihr und sah sich, wie sie ihre Tochter in den Kindergarten bringt und an der Türschwelle verabschiedet, wie sie danach in die U-Bahn steigt und zur Arbeit fährt, wie sie mit ihrem laminierten Hausausweis um den Hals das Hauptgebäude betritt, durch den Seiteneingang, hinein in das weitläufige Foyer, vorbei an den Porträts der Generalsekretäre, vorbei an der Dauerausstellung zur unendlichen Geschichte der Vernichtung des Menschen durch den Menschen, vorbei an den zahlreichen ausgestellten Geschenken der Mitgliedsstaaten, die das Gebäude in ein Museum verwandelt hatten, in dem eine Welt ausgestellt wurde, wie sie die Mitglieder in Erinnerung behalten wollten, als ballförmige Heimat souveräner Völker, sah sich den unscheinbarer Flur hinunterlaufen, durch die zweite Sicherheitskontrolle hindurch, in einen der drei Fahrstühle, hinab zu den unterirdischen Verhandlungsräumen, die nur eine dünne Stahlbetonschicht von den Überresten des East Rivers trennt, in jenen Raum, wo die anderen bereits auf sie warten würden, um gemeinsam mit ihr das Dokument zu verfassen, die Antwort auf das, was sie im Taunus vorgefunden hatte, auf die Frage, als was man diese Menschen beschreiben sollte, mit oder ohne kleinem S, als Antwort auf deren Forderungen und auf die Ängste vor Sezessionen, vorbeigehend an den fest verschraubten Bürostühlen sah Inés sich am Ende des Tisches, an der Stirnseite, Platz nehmen und ihren Laptop hervorholen, auf dem die aktuelle Fassung des Microsoft-Word-Dokuments gespeichert ist, das nach so vielen Verhandlungen und Umschreibungen und Diskussionen

über Satzbau und Adverbien kaum noch von experimenteller Prosa zu unterscheiden sein wird, weil hier unvereinbare Vorstellungen aufeinandertreffen und weil der Text so gebaut sein muss, dass alle sich darin wiedererkennen, in ein und denselben Wörtern, und Inés sah sich ihren Laptop an den Beamer anschließen, sah das besagte Word-Dokument auf der gegenüberliegenden Leinwand erscheinen und sah, wie daraufhin alle Anwesenden im Raum gleichzeitig ihre Köpfe in dieselbe Richtung drehen – und dann fängt es an. Und jemand machte eine Ansage. Und die Maschine fuhr weiter, langsam auf das Rollfeld zu. Und Inés sah sich um. Und erst jetzt bemerkte sie, dass sich ihr Sitznachbar im Duty-Free-Bereich etwas gekauft hatte. Noch nie hatte sie eine solche Angst vor einer Stange Toblerone.